

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 1

Januar

1926

Die Franzosenzeit in der Grafschaft Mark.

Von Prof. Dr. Fritz Schemann.

Winterglück.



Zeichnung von Ernst Erbe-Hagen.

Gliederschnee auf Tannengrün —
Blauer Schatten Schein —
Weihvolle Einsamkeit
Hüllt uns selig ein.

Toller Wirbellockenanzug
Maß die Welt so klein,
Und der stumme Märdenwald
Birgt ein Glück zu zweien.

Hänsel und Gretel Hand in Hand
Siaunend ins Zauberland gehn —
Mag hinter ihnen der weiße Tod
Wegstapfen immer verwehn:

Schneevernichten unterm Tann
Muß ihr Knusperhaus stehn;
Der Goldstern über dem Zuckerdach
Wird sich lockend drehn.

Kuchenherzen mit Mandelkern —
Milder Kerzenschein —
Singende Aepel und Marzipan:
Waldweihnacht lädt uns ein!

Toller Wirbellockenanzug
Und will die Welt verschmeißen —
Weißverschießes Märdenhaus
Birgt ein ewig Glück zu zweien.

hältnisse bedrohenden Zeitereignisse die Märker hinsichtlich des Verbleibens ihrer Heimat bei Preußen erfüllten. Sie wollten Gewißheit haben, welches die Zukunft ihres Landes sei und so richteten 1806 Hagener Bürger, unter ihnen Mitglieder der altadeligen Familien Sackhorst, Schöppenberg, Hoff, Dahlenkamp, Soeding, Eibers die berühmte, aus der Feder Friedrich

aus der Sammlung hiesiger Sprichwörter und Redensarten.
Von Fritz E. B. d. e.

Sei höchst als 'n Kullapper (Kurtzweil).
Sei frust als 'n Schnieder.
Sei schwett als 'n Bären.
Sei stellt als 'ne Kellner.
Sei süpet als 'ne oalle Kaub.
Sei ziett als 'n Hühndäcker.
Sei es strachutt als Behvors Ruge.
Sei springet als 'n Hattelbock.
Sei schloppet als 'n Dachs.
Sei blott als 'n Farkhen.
Sei koppel als 'n Reiger (Zischreiter).
Sei flauket als 'n Kwallendriever.
Sei hiat Geld als Driete.
Sei fittet voller Stüde, als de Dack voll Kütteln.
Sei tritt Schla als 'n jungen Rüen.
Sei hiat fowell (Wüß) als Hoar
Sei süht drin als drei Da' Manwar.
Sei verham drinne als Klipping in en Käffen.
Sei es so unmanütig als 'ne Mischenne mit einem Rüen.

Neue Heimatbücher.

Unsere Mitarbeiterin Emma Cramer-Crummenet ließ im Heimatverlag Max Schacht (Lüdenscheid) einen Gedichtband „Trauden und Schleen“ erscheinen. Im hochdeutschen Teil finden sich lyrische Verse, denen man gern eine weitere Verbreitung wünscht. In der Behandlung und Durchdringung ihrer Motive weist die Verfasserin ihre Selbstständigkeit so zu wahr, daß man hier neue Klänge zu vernehmen glaubt. Befremdlich wirkt es allerdings, daß sie es nicht wagt, die feinsten Schwingungen der Frauenseele künstlerisch zu formen, sondern sich dann zum Interpreten der Gefühlswelt des Mannes macht. Darunter muß die Wahrheit des Dargestellten mit Notwendigkeit leiden. Im übrigen steht man unter dem Eindruck, daß die Dichterin in vielen Fällen noch nicht den rechten Abstand zu ihren Versen gewonnen hat; eine scharfe Selbstkritik würde das Buchlein erheblich gekürzt, innerlich jedoch bereichert haben. Eine Enttäuschung brachte mir der plattdeutsche Teil; denn die Lyrik ist darin fast gänzlich vertreten, und die gereimten Schmähe kann man sich in einer plattdeutschen Prosa viel wirksamer denken. Wenn das Plattdeutsch wirklich die Mutterprache ist, der muß in ihr ursprüngliches Gefühlleben künstlerisch gestaltet.

Ein neues Heimatbuch besorgte uns H. Reiff in seinem „Buchum“, das im Verlage Schürmann & Klagges (Bodum) erschien. „Wir haben auch eine Heimat“, das ist das Motto, unter dem der Verfasser darlegt, wie trotz aller Brutalitäten der Industrie doch das Heimatgefühl lebendig bleiben kann. Dieses Jahrbuch 1925 pflegt besonders die Heimatgeschichte. Wir hoffen gern, das die folgenden Jahrbände auch das Dichterische und Künstlerische in einer ebenso glücklichen Form herauszustellen vermögen. Auch unsere Nachbarstadt Hohenlimburg hat nun ihr populäres Heimatbuch. H. Eßers, Hohenlimburg, ist und bleibt natürlich das Werk über die gen. Stadt. Aber die Vöhrerschaft wollte im „Hohenlimburger Heimatbuch“ vor allem ein Jugend- und Volksbuch schaffen, und das ist ihr in geradezu vorbildlicher Weise geglückt. Das Sachliche entspricht der wissenschaftlichen Forschung und wird in seiner so anregenden Form geboten, daß es das Interesse weiter Leserkreise findet. Hier muß der Unterricht in der Seimathunde Heimatliebe wecken! — Zur Erinnerung an die Engelbert-Feyer ließ Bruno Fierenberg im Verlage Phil. Batin (Coevelsberg) sein „Engelbert-Buch“ erscheinen. Die Auswahl hatte M. E. nae' erheblich kritischer zu verurteilen. Auch für das Kinderbuch verlangen wir Rumschneide, die dem Auffassungsvermögen der Reinen allerdings entsprechen sollen. In dem Buche steht neben der formvollendeten Dichtung allerlei Gutmeynendes oder künstlerisch Unzulängliches, auf das man auch bei einer Gedenkfeyer gern verzichten möchte. — Ein Heimatbuch für Vergleiche veröffentlichte L. Peltz unter dem Titel „Glückseligkeit“ im Verlage des Westfälischen Provinzialvereins (Münster). Es handelt sich um eine sehr geschickte Zusammenstellung aus dessen, das Gedächtnis der Vergangenheit für unsere Zeit darstellt. Hoffentlich findet das Buch auch unter den Vergleichen viele Leser.

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag von Gustav Buh in Hagen.

meß, am Karfreitag, am St. Jakobstage, am Tage Maria Empfängnis, am St. Bartholomäustage, am Tage Maria Geburt, zu Michaeli und Martin, zu Weihnachten und Neujahre wurden mildtätige Spenden in großen Mengen ausgesetzt. Starb die Wittifin, so erwählten die Kapitularen aus ihren Reihen eine neue. Es war dann Sitte, daß die Erwählte sich auf 6 Wochen aus dem Stift entfernte und nach Ablauf dieser Zeit ihren feierlichen Einzug hielt. Bei ihrer Einsetzung mußte die Wittifin schwören, 1. des Stiftes Erbe und Güter nicht auszuverkaufen, zu verpachten oder zu verlehnen, es wären denn die 3 ältesten Kapitularen und Prediger damit einverstanden. 2. die Kirche samt der Abtei und was derselben anlieget, in gleichen die Mühle und Schlicht, im Stände zu halten. 3. keine Schulden ohne Willen der anwesenden ältesten Kapitularen aus der Schule zu lassen. 4. keine Präbenden und Lehne zu vergeben ohne Einwilligung der gegenwärtigen Kapitularen und Prediger. 5. die Markensachen, Lehn, Hofes und Heroldische Gerechtigkeiten, bei uralten Freiheiten, allerhöchst zu handhaben, 6. alle Gerichts-Prozesse-Kosten und andere Lasten, aus dem dritten Teil der lauten. 7. allen und Beschwerden, an ihren Einkünften abzutragen. 7. den dritten Teil der Kosten zur Ausbesserung des Prioratshauses zu bezahlen. 8. alle Kapitularen, Prediger und den Sammann, wenn selbiger keine Wirtschaft treibt, Mäuler frei zu lassen. 9. bei glücklichen Schicksalen den hiesigen Kapitularen und Predigern mit einer Portion Fische an die Hand zu geben und einen jeden Gräueln, sie sei zu Hause oder nicht, die Prozessandenkungen zu liefern. — Nach Einführung der Reformation war im Jahre 1719 durch Religionsvergleich festgesetzt worden, daß 1. um 1/3 der evangelische Wittinnen eine halbjährliche folgen sollte. Von dieser Zeit an sollten die Wittinnen ferner zu beschützen, daß sie 10. zu 1/3 der Wittinnen, wenn dieselben Fische lassen, alle 4 Jahre 4 Reichsthaler zu Wein und Ölen hergeben und 11. in der Religion eine Veränderung oder neue Vorschriften machen, fernerliche beide Prioraten und die Vicarien der 10000 Mäurer und St. Nikolaus an keine als die Evangelisch-Lutherischen geben. —

Wie wir schon sagten, war das alte Herbede in jeder Weise von dem Stift abhängig. Das gilt auch in rechtlicher Hinsicht, darüber berichtet unser nächster Aufsatz Genaueres.

Munn-Heurke.

Aus der Chronik einer kleinen Stadt.

Von G. A. Ravenschlag.

Wenn Du, lieber Leser, einmal im Mai die Ruhr abwärts wanderst, so kommst Du an eine blühende Drtschaft, von grünen Höhen umrahmt, lieblich und schon wie der Frühlingstag Munn-Heurke.

„Das ist nicht wohl! Das Dorf heißt es an da Ruhr mit“, höre ich Dich sagen. Nun ja, „Dörp“. Aus Dörfern werden Städte. Dafür gibt es „welt-erschütternde“ Beispiele. Und der Name, — der hat sich mit den Jahren nur um einige „wohlklingende“ Konsonanten vermehrt.

Ich bitte höflich um Ruhe, Herr Leseweis. Frage nur Deine Großmutter. Die wird Dir's erzählen können. Weißt Du, als noch die Postkutschen über das Pfister stellten, wo heute längst die Straßenbahn fährt, und noch viel viel früher, da hieß der Ort so. Seit jener Zeit hat sich manches geändert. Aber trotz und alledem ist Munn-Heurke doch das geblieben, was es heute noch ist: unser kleines, verträumtes Städtchen Herbede.

Es war im Jahre des Herrn 810, als eine Schwester Karls des Großen, Frederuna geheißt, ein Nonnenkloster gründete und eine dazu gehörige Kirche erbaute, deren Entstehung der Anlaß zu der späteren christlichen Gemeinde Munn-Heurke oder Munn-Heurke, Marien-Heurke, war. Anfänglich bediente sich diese Gemeinde (mit Erlaubnis des Stiftes) der Klosterkirche zur Abhaltung ihrer Gottesdienste. Bald aber sah sie, ohne daß vom Stift irgendwelche Einwände erhoben wären, die Kirche so sehr als ihr Eigentum an, daß sie dem eigentlichen Pfister nur noch folgende Vorrechte eingelobte: Stalls in choro, Geläute, Wappensitz und Begräbnis. Nach glaubwürdigen Nachrichten bestanden außer dieser Kirche noch vier Kapellen, von denen die St. Annen, anelle bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestanden hat. Ueber das Schicksal der übrigen ist nichts bekannt, als daß eine derselben St. Nicolai Kapelle geheißt hat. Von größerer Bedeutung ist das Kloster selbst nicht. Es war ausdrücklich „für adeliche Jungfrauen“ bestimmt und vermittelte mit der Zeit so, daß schon im Jahre 1500 kein Gelübde mehr abgelegt wurde. Auch konnte jede zu jeder Zeit wieder austreten, selbst um zu heiraten.

Wenn es nicht gar zu indiskret erscheint, so kann ich noch berichten, daß Dietrich von Vol-

marstein, Subbert von Varch, Johann von Summern und Willeh u. s. w. zu Herbede zu gehören. Das Kloster besaßen und „bleiben drei (Strassen) dort.“ Ein Hauptbesitzum des Stiftes war eine Re-liquie, nämlich der Schädel des Hauptmanns Corneliuss. Von den Gottesdiensten wird uns erzählt, daß am „Wendeltage“ die Wittifin zuerst 12 alte Frauen und einen jungen Knecht gemaschen habe, dann in der Kirche vor dem Nicolai-Altar 13 Knechten die Füße. Dazu sangen vier ihrer Jungfrauen feierliche Chöre. Die Gemaschen empfingen darauf je ein Roggenbrot, einen Hering und einen Pfennig.

Im Jahre 1539 kam Dietrich Rastendorp, genannt Nicolai, nach Herbede, ein eifriger Beförderer der Reformation. Er heiratete die Tochter eines Schmiedes, Katharina Meyhan, die ihm einen Sohn, den später berühmten Philipp Nicolai schenkte. Dieser wurde 1583 nach Herbede berufen und durch die Wittifin Joa von Hohen-scheid eingesetzt. Aber nicht lange sollte er sich seiner Stellung freuen. Im Frühjahr 1586 tobt nach ein furchtbares Geheiß durch die dunklen Straßen der Stadt. Die Spanier sind da! Wer nicht in ihre Hände fallen will, flücht! Schnell nahm er seine Schwester Elga an der Hand und floh, nach Wetter, wo der Troste Hohenberg sein Schloß besaß.

Englich kamen Scharen von Flüchtlingen, denn die Spanier waren in der Nähe und hatten eben zur Hand, predigte über den 2. Psalm und forderte die Menge zum Kampfe auf. Hierdurch ermutigt, sammelte Georg von Hohenberg Landsknechte von Altene und Berg und schickte die Fländerer in einem Treffen bei Schwelm.

Witten unter den Grenzen des hiesigen Krieges gelobten die beiden evangel. Pastoren von Herbede, Kalle und Windel: „Bei der angenommenen lutherischen Lehre, der ungeänderten Augsburgischen Konfession stark und fest zu stehen, dabei Leib, Leben, Gut und Blut zu wagen und nach Erreichung der Not aufzujehen, auch äußerlich Vermögen nach je mit Lehren, Predigen und sonstigen zu treiben.“

Sie gründeten eine Pfarrschule unter Leitung eines Lehrers, der zugleich Organist und Küster war. Auch die Verwaltung des sogenannten Armenwesens lag in ihren Händen.

Mit dem Armenwesen verhielt es sich so: Im Jahre 1495 hatte ein frommer Knauser, Dietrich Sone, mit Hilfe des Herzogs Adolf von Cleve, Grajen, von der Mark die verfallene Mühle wieder hergestellt und davor ein Gasthaus und eine Kapelle erbaut. Nach einer alten Urkunde versprach der Herzog, daß die Bräute ewig beim Gasthause bleiben solle, und diesem die Pflicht Arme zu beherbergen und zu beihilfen obliege. Dafür war dem Pächter erlaubt, Bräutengeld zu erheben. Die Verwaltung blieb in Händen der lutherischen Gemeinde bis 1805, wo sie das königliche Begegnen übernahm. Die alte Chronika schließt mit den Worten: Die Menschen welken und vergehen wie die Blätter vor dem Winde. Gott allein aber bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Daß doch der liebe Herrgott es schützen möge, unser liebe Munn-Heurke!

Kanne Verwennung!

Von Fritz Gronenberg.

Du alle Willen was en Invalidenten und schlaug sich mit fine paar Großchen schlecht und rächt dort Laven, mal iam fahre fure wor.

Nem fine Inkhüste te verblättern, arbäide hä woles in em Jerngeschloß op äinige Stunden. Litter en paar Mark Ruohn krätig hä hier ok noch hier und do en Däilken, mal en Samer, mal ne Tange, mal en Pädiken Nügel, mal füs wat, wat hä gerade bruchen kann.

Vor Christdag was nu viel in dem Geschäft te daun und Willen harre methelpen mocht, Risten paden und Padäde no de Post brengen. As hä fin Geld kriegen hatt, fagg iam de Lagerst noch: „Nehmen Sie sich doch einen von den Büchsenöffnern mit, die dort ausgelegt sind.“

„Büchsenöffner?“

„Jawohl, hier bittet!“

Und hä gaff iam einen.

Du alle dreigede dat Dingen in de Hand hen und här und häit et van allen Sien an. Hä harre künne Ahnung, woutan et te gebreken wor. Hä reit hen und här, do soll em op ainmol in, dat hä es irgendboa wat von Schußwäpners hoort harre. Willken kam deshalv teichte op en ganz verkehrden Gedanken und lagg dat Dingen wier hen.

„Nun, wollen Sie den Büchsenöffner nicht haben?“ frang de Lagerst.

„Nä“, fagg Willken, „dat Dingen kann, eda nisch gebreken. So oalt und unbehopen, es Ät meint, find wi nu doch noch nisch. Eda kann mine Wäre noch ganz guad met de Hünne hönpen und mine Frau hier wanne an de Wäge.“

Rapoleon hat einmal, am 2. d. 5. November 1811 im Lande (in Düsseldorf) wo man ihn unter Verleumdung jeglichen patriotischen Empfindens in der (schmachvollsten Weise in den vornehmsten Kreisen umschmeichelte) anwesend, während der kleine Großherzog es nie gesehen hat. Von den zahlreichen Staaten, die der Kaiser auf fremden Boden gegründet, hat das Großherzogtum Berg und mit ihm die Grafschaft Mark sich wohl am stärksten einer persönlichen Fürsorge erfreuen dürfen. Er kümmerte sich eingehend nicht um die Grundzüge, sondern auch um viele Einzelheiten der Verwaltung, die, wie er einmal äußerte, das Muster für die Verwaltung der Rheinbundstaaten abgeben sollte. Zur Vertretung der bergischen Interessen in Paris errichtete er ein besonderes Staatssekretariat, an dessen Spitze er den Senator Grafen Roederer mit Ministerialrang stellte. Zum kaiserlichen Kommissar in Düsseldorf wurde im Juli 1808 Graf Beugnot ernannt, der hier bis zum November 1813 seines Amtes waltete. Diese beiden Männer — neben ihnen war noch der Großherzogliche Bergische Minister des Innern, Graf von Nesselrode zu nennen — haben während der Fremdherrschaft, abgesehen von Napoleon selbst, den bei weitem größten Einfluss auf die Geschichte des Landes ausgeübt. Beide waren erfahrene Verwaltungsbeamte, rechtlich und vernünftig denkende Männer, die sich nicht, wie so viele napoleonische Kreaturen, als bloße Mietlinge fühlten, sondern die Interessen des Kaiserreiches mit denen der ihnen unterstellten Territorien tunlichst zu verbinden suchten. Soweit es eben möglich war, beließ man die preussischen Beamten in ihren Stellen, in der Hoffnung, der Bevölkerung das Sinecleben in der neuen Verhältnisse auf diese Weise zu erleichtern. Nach Nesselrodes Zeugnis haben sich jene auch in französischen Diensten trefflich bewährt und die Rolle der Vermittler mit Geschick und meist mit Erfolg gespielt. Dies gilt vor allem von dem höchsten Beamten des Ruhrdepartements, dem Freiherrn von Romberg auf Brüningshausen bei Dortmund, der, so gut es gehen wollte, sich vom Königlich Preussischen Kammerherrn zum Präsesidenten (Regierungspräsidenten) von Napoleons Gnaden umwandelte. Ihm zunächst unterstellt und verantwortlich waren die Unterpräsidenten der drei Arrondissements (Bezirke) Dortmund, Hamm und Hagen, deren Stellung etwa der eines heutigen Landrates entsprach. Von ihnen interessierte uns vor allem der leitende Beamte in Hagen, Freiherrn v. Unger, auf dessen umsichtige Tätigkeit noch näher eingegangen sein wird. Jedes Arrondissement zerfiel seinerseits wieder in Kantone und diese letzteren wiederum in Mairien (Bürgermeistereien in den Städten und in den Landgemeinden Bauernschaften), deren Vorsteher aus den angesehensten Männern ernannt, den stolzen Titel „Municipalrat“ führten. Bei gerechter Beurteilung kann nicht geleugnet werden, daß die Fremdherrschaft den Wählern eine Reihe von Ertragsleistungen gebracht hat, die entschieden einen Fortschritt bedeuten. Sie sind vor allem auf sozialem Gebiet zu suchen. Das Aufkommen mit so vielen überlebten Ordnungen war eine nicht minder große Wohltat, die auch unserem Vaterlande zugute kam, wie die Zertrümmerung so vieler nicht mehr lebensfähiger politischer kleinräumlicher Gebilde. Auch auf materiellem Boden fielen die Schranken zwischen Adel, Bürgerthum und Bauern. Die Folgen kamen in erster Linie dem Bauernstande zugute, dem gepöbeltesten der bisherigen Stände. Ihn von den letzten Fesseln des mittelalterlichen Feudalismus befreit zu haben ist eine Großthat, der wir dankbar denken wollen. Kaiserliche Dekrete schafften im Jahre 1806 die Leibeigenschaft und alle aus ihr hervorgehenden Beschränkungen der persönlichen Freiheit sowie alle Adelsvorrechte ab. So einfach wie man sich die Sache gedacht hatte, war sie allerdings nicht. Es kam wegen der verwinkelten Formen der gutsherrlichen Verhältnisse zu lebhaften Auseinandersetzungen über die Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen. Wie energisch aber die Bauern ihre Sache verfolgten, beweist die Tatsache, daß sich im Jahre 1811 zwei von ihnen sogar auf den Weg nach Paris machten, um hier ihr Recht zu suchen. Als der Minister Graf v. Roederer sie unter Redensarten hinhielt, zählte einer von ihnen, der Kolon Gisbert Alst aus Westfalen bei Dortmund, mit echt westfälischer Zähigkeit nicht, bis es ihm gelang, Napoleon persönlich bei einem Spaziergang in St. Cloud zu stellen und ihm in einer halbfindigen Unterredung die Klagen seiner Landsleute vorzutragen. Von den zahllosen Audienzen, die der Kaiser im Laufe seines vielbewegten Lebens erteilt hat, wohl eine der merkwürdigsten, zumal, da keine Geringere als die Kaiserin Marie Louise bei ihr den Dolmetscher spielte. Doch das die Erde kam, wie man zu sagen pflegte, für Alst nach. Als er heimgekehrt war, ließ ihn sein Gemeindevorsteher, der gleichzeitig sein Gutsherr war, trotz seiner hohen Reputation einsperren und unter Polizeiaufsicht stellen. Seine Vorstellungen scheinen jedoch den Erfolg gehabt zu haben, daß ein neues Dekret vom September 1811 die Abtötung der gutsherrlichen La- en in

nicht weniger als die der Erbschaften, die aus der preussischen Gesetzgebung hervorgegangen sind, auf einen Antrag auf Einsetzung eines neuen Reichslandes, nämlich auf die Grafschaft Mark, zu bringen, genügt. Die preussische Regierung hat sich für die Grafschaft Mark nur eine Episode bedachte. Der Code Napoleon, der 1810 in ihr eingeführt wurde, machte 1815 dem Preussischen Landrecht wieder Platz und behauptete sich bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches nur in dem zur Rheinprovinz gehörigen linksrheinischen Gebieten des früheren Herzogtums Berg. — Als ein unerschütterliches Verdienst der französischen Regierung ist ferner auch die Ueberweisung des Armenwesens, das bisher Sache der Kirche gewesen war, an die Gemeinden anzupreisen, eine soziale Neuordnung, die die preussische Verwaltung übernommen hat. Schließlich möge noch erwähnt werden, daß so manche Kunststätte unserer Heimat, kenntlich an den sie umgebenden italienischen Pappeln, wie z. B. die Sagen-Gesellschaft, der Fürsorge der Regierenden in Düsseldorf ihre Entstehung verdanken. Anfanglich in erster Linie zu strategischen Zwecken erbaut, wurden sie in der Folge von hoher Bedeutung für den Handel und Verkehr.

(Fortsetzung folgt.)

Riemekes und Weigenlieder.
Tehougegestalt von E. Cramer - Crammenet.
Häi, häi, häi, becker kuahet uns dian Thäi?
Kietels un Wäite find alle tedruaken,
Rue sie dian Thäi in Wäppen kuaken,
Häi, häi, häi, becker kuahet uns dian Thäi?

Gun Omend Spielmann,
But gähst et die kann?
Met diaz kleinen Wiggeliene,
Met diam grouten Bum-Bum.
Bat kappelt dei Kietel? Bat klingelt dei Pott?
Bat banget mien Wäppen? Bat slüget dei Rod?

Schlopp Riemekes schlopp,
Dobuten gähst en Schopp.
Dat hat ju wäite teute,
Giet dei Wäike teute.
Seute Wäik un Riemekes grout.
Doro wäit mien Kiemekes grout.

Danze, Püppen, danze,
Mouder leit he keine Schauh.
Tü Belmouders Schlüssen ahn,
Un danze frie drop tau.

Wäs mien kleinet Püppen,
Jeh kuake die en Püppen,
Dauze die düchtet Zucker drin,
Ritt mien Püppen leimen Sinn.

Wienke's Lorch in Lohengrin!
Von Frieda Jenge.
Buer Wienke hatte en gurt Johr hat. Dat heu was gurt rin kommen, da Wäppl wöden auk gut gerohn, un en paar schwore Kälner hatte hä an den Mann bracht, nu kann hä düchtig met de Dalers klappern.

Buer Wienke hatte en wäik Ferte und so dachte hä auk an sien Lorch; dat hä sek düchtig plogen mocht in de lesten Tied und hä sunnte nu, domet hä sienem Lorch es ne Freide maken könn.

At so omwends binäin in de Stuurwe fäten, fong de Blüer an: „Lorch, dat meiste, wenn sie beiden op en offen Dag es ne schone Reife mahden, vielleicht no Köln?“

Lorch wäit in äisten Augenblick nit, bat se seggen soll, dann lag se de Strichhorfe in dian Schauh und häik lähren Palter graut an. „Jo, bat was dann met däm los, hä hatte doch bis nu immer den Tumen so faste drop gehollen un nu opäimol. — Oumer et bläim dobi, se hämen immerain, dat se annere Wäike reifen wollen. Nu was Lorch natürlich auk Züer un Flamme; hä Rägerse wor bestalt, dat sek Lorch düchtig in de Wäike schmielen konn; un dann gong et dei Mundags los. De Robers können alle achter de Finsters un fögen den beiden noh; et hatte sek in Duorpe rüm geküert, dat Buer Wienke un sien Lorch no Köln wollen. — Nā, so ne Verschwendung. —

As Wienkes in Köln ut dem Zuge stäigen, do was Lorch ganz benurmen von alle däm Trubel, se holt sek fast an äihrem Palter, un dem was auk nit so ganz geheut te Naue; un äinen wägen schenkt hä an alle beide, un so göngen se in dat A. K. beste Wärtshaus un äten sek rund rüm fatt un dat hat härmek wäit gekostet. Robär tröcken se bāt te Stadt, un do kam Lorch ut dem Verwäinern garnit rut. Omwends göngen se ins Teater, do wor „Lohengrin“ gespielt. Lorch was noch se Pläuten in so'm Theater gewäies, un et sat den gangen Omen at im Duom. At se ower den Schöwenen, do wo se krabbeln un

Natt!
Von Fritz Cronenberg.
Seitdem dä groute Krieg te Enne es, wädd am Soterdagnomiddag niegends mä gearbäit.
Dat es ok ganz guad und rächt so und de Wäie hett sik alle dran gewöhnt, ower en paar Saken häit de Lake doch, und ener van den schlimmsten Saken es de Uemland, dat de Frau lie am Soterdag fast alle den Schruppümel im Rive hett und de Gemüthlichkeit tom Huse rutschtrupp.

Sinnerk Wärtelmann kam an äinem Soterdagnomiddag no Hu. Et was in den lesten paar Tagen säir wäil Schnäi fallen; nur ower wor dat Wäir umfäse und et rächende, was mä vom Himmel runner woll. Op den Stroten was doher öwerall en Schlamm, dat me drin kläken klenen kann und Sinnerk moht, dat hä no Huse kam; denn hä freide sik all op en wämet dröged Pläken.

Omer dat soll äim verfallen wären.
Te Huse was nämlich ok de Schruppümel los. Hä gong in de Wäntelhouse, ower do was gerade frisch gekruppet und schon kam sine Frau as ne Furie ran und reip: „Wäim mit me dine drittergen Schauh ut de reine Stouwe; ek sie gerade domet prot mören.“

„Jo“, fogg Sinnerk, „mä fäht et, hier es et jo noch natt.“

Hä gong in de Küäke. De Steiche woren as gekäipet und noch fucht; hä Däich was halvo aufgekäipet, und in de Wäide van de Küäke fiond en Emmer mit drittergen Water und en Optämer drin.

„Natt! Natt!“ fogg Sinnerk.

De Sake gefoll äim nich. So bösse hä dohtär sine Järsenuppe im Rive hatte, do hä dat, wat de Wäntel in ion Fall immer baut, hä nähm Mantel und Haut und moht, dat hä wäg kam.

Omer buten wa. ok nādas los. Dä Wägen was noch düller mören, öwerall fionden de Lue den Schnäi van den Trottoirs und de Wagen vom Wäinigungsamt soherden ne wäg.

„Natt! Natt!“ meinde Sinnerk, „öwerall es et natt!“

Iem op annere Gedanken te kommen, geng hä in ne Wärtshup und äim en paar Wächoller. Omer ok hier gefoll et äim nich. De Dör gong alle Tagendück open und de ganze Wäim was wüll van lüchten Jantappen.

„Hier es et ok natt“, brumme Sinnerk in sinen Bart.

Hä gong en Hüken widder in ne annere Kneipe. Hier drap hä wäinigungs guade Kröme und et duhrde sich lange, so hatten sä sich fasselt. En Gäsken Bär kam op et annere und op düäie Wäse wor Sinnerk van binnen natt.

As hä schließlich no Huse goen woll, was hä nich mä ganz fesse op de Finne und so kam et, dat hä dämmer ne Bananenschale utgläit und so lang as hä was in de Quotte wüll halme geschmoltenen Schnäi foll.

Und do was et ärsi rächt natt.

Sinnerks Geduld was nu ower te Enne und mä hä sich vöthäit de nöädige Rourage und de millenden Wäntelne andrunken hatte, fong hä an, mordsmäsig te schennen und Spektakel te maken. Im Dagenblick woren en Soupen Rie äm äm rüm, ower läber Quodes kam ek en Greinen, da ne bim Kanthaken kräig, und met no de Wäke nahm. Und weil hä ok hier dat Mul nich holl, moken sie kenne langen Pilemanten met äim und schlüeten ne in ne Zelle in.

Sinnerk Wärtelmann sat endlich im Drögen.

Aus Herbedes Vergangenheit.
Ein Beitrag zur Geschichte unserer engeren Heimat. Von Karl S. Schweinsberg.



Am Kirchplatz. Zeichnung von Ernst Webe, Hagen.

In unserer schnelllebigen Zeit, wo der Blick nur auf das Zukünftige, das Werden gerichtet ist, machen wir manchmal vergessen, daß es Stätten, die uns im Geiste zurückführen in längst vergangene Tage. An solchen Stätten ist unsere engere Heimat wahrlich nicht arm. Steigen wir doch einmal hinauf von Wäntelstraße zur Hohenburg, so gelangen wir bald an des Dorfs Spärgung mit seiner uralten Kapelle, in der schon Bonifazius mit seiner vom Weltentheilend verkündigt haben soll, und die einst wegen der zu ihr gehörenden „Peters-Quelle“ ein vielbesuchter Wallfahrtsort war. Dieser „Peters-Quelle“ wohnten angeblich heilende Kräfte inne, die bei frommen Kranken Wallfahrern ihre Wirkung nicht verfehlten. — Dann hinauf zur alten Sackensche. Wieviel Sage und Geschichte ist doch mit ihr verbunden! Aber wir wandern weiter, zurück nach Rückende, jenem idyllischen Dörfchen im Tale. Von ferne schon grüßt uns das alte Kirchlein, und sobald wir nähergekommen sind, ergähen uns alle, halbverwitterte Grabsteine von längst vergangenen Geschlechtern.

Jetzt führt uns der Weg nach Herbede, einem der ältesten Orte unserer Gegend. Eingeschlossen von fünf Bergen liegt es an den Ufern der Ruhr. — Herbede wird zuerst geschichtlich erwähnt im Jahre 810 oder 813, und zwar gründete damals Frederuna, von der man erzählt, daß sie eine Schwester des Kaiser Karls war, an der Stelle eines Brunnens, der hier ein Stützpunkt war, an der Seite seines Kaisers geblieben war, ein Kloster. Hier, wo die Schätze auf Wallfahrern zu laden und gelobte, da, wo das Tier, das die heilbarsten Schätze trug, sich zu längerer Rast freiwillig niederlegen würde, eine Kirche und ein Stützpunkt zu bauen. Sie machte sich also mit ihren Gefolgshäupten auf den Weg und nach langer Wanderung, nachdem die Ruhe überschritten war, legte sich das ermüdete Volk unter einem mächtigen Eichenbaum nieder. Volle Freude ries Frederuna: „Her de Eke“, und ihrem Gelübnis gemäß wurde bald nachher mit dem Bau des Klosters begonnen. — Herbede verdankt seine Entstehung diesem Stifte und seiner Erbauerin Frederuna.

Die Geschichte der heutigen evangelischen Kirche in Herbede ist mit der Entstehung des Klosters engste Verbindung zu bringen. Ihre Erbauerin, Frederuna, war bis zum Umbau der Kirche, der im 10. Jahrhundert nachfolgender Bedürfnisse und Vorfälle wegen vollzogen werden mußte, an deren Nordseite beilag. Gegenwärtig des Umbaus hat man das Grab an die Westseite verlegt und fand bei seiner Öffnung nur wenig Staub und Gebeizung.

Das Stützpunkt, trotzdem seine Mitglieder von nun genannt wurden, kein Kloster im eigentlichen Sinne. In späterer Zeit wurde es zu einem weltlichen Stützpunkt für adeliche Damen umgewandelt. Seine Kapitularinnen mußten vollkommen ritterbürtig sein und 16 Jahren nachweisen können. Interessant ist zu erfahren, daß auch von der Familie

Wallinkrod (alte Schreibweise), die ja in unserer Gegend bis auf den heutigen Tag bekannt ist, verschiedene weibliche Mitglieder dem Stützpunkt angehört haben. Die letzte uns bekannte Kapitularin aus diesem Geschlechte war, nach einer Mitteilung von Johann Dierich von Steinen („Westfälische Geschichte“ Remgo 1760), Costche Wallinkrod 1510. — Als Napoleon mit seinen Truppen im Jahre 1806 auch durch unsere Heimat zog, um sich das ganze preussische Land untertänig zu machen, löste er das noch damals bestehende Stützpunkt auf und schaffte dessen Archiv nach Münster, wo es heute leider nicht mehr zugänglich ist.

Woher stammt nun der Name Herbede? Man ist darüber verschiedener Meinung. Die einen leiten ihn von dem oben erwähnten Ausruf der Frederuna „Her de Eke“ her, die andere von einer Göttin Hertha gemeint. — „Hertha Eke“. Welche von beiden die richtige Auffassung ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Bekannt ist sei, daß sich in Herbedes Wappen eine Eiche befindet.

Das Stütz Herbede.
Das Stütz Herbede hatte im Verhältnis zu anderen keinen großen Grundbesitz. Die zu ihm gehörigen 13 Lehnsgüter: der Tronehof, der Nahkehof, die 2 Räder, das Lindegut, das Puppengut, das auch Spärgung Gut genannt wurde, das Gut, das der Gräber bewohnte, das Gut auf dem Stabe, das Herbeders- oder Wäntelmannsgut, der Hof zu Chreffe, das Kammergut und das Schulzengut zu Herbede, vergab die jeweilige Kapitularin. Dieses Recht hatte Graf Engelbert von der Mark dem Stütz 1374 verbrieft. Die Bewohner dieser Güter nannte man Höfer oder Stützantenne. Beim Eintritt der Stützantenne hatten sie folgenden Eid zu leisten: „Ich, A. N. gelobe und schwöre zu Gott dem Allmächtigen, daß ich einer zeitlichen Kapitularin des Stütz Herbede, als Hofschalkin des Hofgerichts, wie auch dem sämtlichen Hofe hierseits, getreu und hold sein, deren Befehl befehlen und Arges abkehren, auch das Gericht in Ehren halten will, so viel mir Mensch nur möglich ist, und dieses so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum.“ Außerdem zahlten dann die vordienstlichen, d. h. die vermögenden Höfer der Abtei 2 Reichsthaler, die geringeren 1 Reichsthaler 30 Stüber.

Erklärlicherweise hatten die Höfer große Verpflichtungen dem Stütz gegenüber. So mußte beispielsweise der Nahkehof zur St. Bartholomäus-Wäse 4 Wochen dienen mit Bier und Brot und mußte liefern: 12 Malter Hafer-Malz und 8 Malter Roggen, 6 Setze Röhre, zwei Malter Weizen, 2 Schöffel Salz, 10 Fühner, dem Bäder 1 Malter Roggen, 8 Fühner und 4 Weder Salz, jedes Mal 2 Schöffel Roggen und 4 Fühner. — Erbkente ein Mitglied des Stütz, so wurde es in das der Abtei zugehörige Krankenhaus beim Nahkehof gebracht. Die Höferfrauen hatten dann die Pflicht, die Pflege der Kranken zu übernehmen.

Storb diese, so mußten die Höferfrauen die Totenwache halten. Sie erhielten dafür die Kleidung, in der die Kranke lag. Die Schulzen „im Roen und Nahkehof“ hatten, wechselweise den Gang zu liefern, und am Begräbnistage mußten alle 13 Höfer die Leiche zu Grabe tragen. Außerdem war die Durchführung des Trauergeleites, das beim Tode einer Kapitularin täglich von 12 bis 1 Uhr, 6 Wochen lang, und bei dem einer Kapitularin ebenso, aber nur 3 Wochen lang verrichtet werden mußte, eine Pflicht der Höfer. Sie bekamen dafür jeder einen Flor, ein Paar Sandale, und, sofern sie nicht traktiert wurden, 30 Stüber Geld. Für die Durchführung des Trauergeleites erhielt der betreffende Höfer jedesmal 4 Stüber. Beim Tode eines Stützmitgliedes hatten nicht nur die Angehörigen des Stütz, sondern auch jeder Höfer 6 Wochen lang Trauer anzulegen.

Wenn wir bisher nur von den Pflichten der Höfer redeten, so ist damit nicht gesagt, daß sie keine Rechte hatten. Man muß ja verstehen, daß die Rechte der Höfer, im Verhältnis zu unsern heutigen Begriffen äußerst gering waren. So bekamen jeder Stützantenne zu Richte eine Wäntelkerze im Gewicht eines halben Pfundes. Wurde eine Kapitularin aufgeschworen, so mußte entweder der Schulze im Roen mittraktiert werden oder man mußte ihm Geld geben. — Storb ein erwachsenes Mitglied der Familie des Schulzen im Roen, der des Nahkehof — oder der des Nahkehof-Schulzen, so mußte das gesamte Kapital, sofern es dazu eingegeben wurde, beim Begräbnis zugehen. Die Stützdamen nahmen dann an der Hofe der Friedhöfe Aufstellung und, nachdem die Leiche vorgetragen war, folgten 1. der Wäntel, 2. die anwesenden Kapitularinnen, 3. die Kapitularin und 4. endlich die Angehörigen und Freunde des Verstorbenen. Man betrachtete die Teilnahme des Kapitals als eine besondere Ehre und erfüllte dann gern die Pflicht, für diese „Ehre“ jedesmal 4 Kannen Wein an das Stütz zu senden. — Daraus geht hervor, daß die Höfer in ihren Rechten auch recht unterschiedlich behandelt wurden.

Zu den Einnahmen des Stütz zählten zunächst natürlich, und das im Besonderen, die Abgaben der Höfer. Außerdem waren dem Stütz aber noch an die 200 Güter und Höfe zinspflichtig, und diese hatten mandmal sehr bedeutende Abgaben zu leisten. Weitere Einkünfte bezog das Stütz aus einer Kornmühle an der Ruhr, einer eigenen ausgedehnten Fischerei am Fluße, es erhob Fußgelder und späterhin auch Brückengelder, die Gelder für das Bierbrauen im Stützlichen Brauhaus gingen ihm zu, ferner eine besondere Abgabe vom Wein- und Branntwein des Dorfs Herbede, das Stützgeld der stets gut besuchten Jahrmärkte (dann Herbede war früher ein bedeutender Handelsplatz) u. a. m. Einen großen Teil dieser Einnahmen ließ das Stütz den Geistlichen und Armen zukommen. Alljährlich am Gedächtnistage der Begründer des Stütz, Frederuna, am St. Lucienstage, auf die